

ERICH KOCK · KÖLN

Ich bin allein der Katholik Léon Bloy *Zum achtzigsten Todestag des Schriftstellers*

»Es gibt Menschen, die nach der Taufe verlangen, wenn sie meine Bücher gelesen haben. Was für eine göttliche Rechtfertigung in meinen Schmerzen. Die mich verdammen, halten sich für weise, sie verstehen nicht, daß ich ein Zeuge bin und daß es meine Aufgabe ist, in der Zeit des allgemeinen Abfalls vom Glauben Zeugnis zu geben. Deshalb erreichen meine Bücher einige Seelen.«

Sätze Léon Bloys. 1846 in Perigueux geboren, war er der Sohn eines kleinen südfranzösischen Angestellten, seine fromme Mutter war Spanierin. Mit vierzehn Jahren verließ der kontaktarme Junge die Schule. Er wollte Maler werden, ging 1864 nach Paris und versuchte sich dann in verschiedenen Berufen. In der Hauptstadt entfaltete sich auch sein Leben, das aus einer Kette von Auseinandersetzungen, Kämpfen und Demütigungen bestand. Ungefähr vierzig Mal hat Bloy in Paris die Wohnung gewechselt. In seinem Roman *Die Verzweifelte* hat Léon Bloy seine ersten Pariser Jahre nachgezeichnet, er enthält auch die Spuren seines Zusammenlebens mit der Prostituierten Anne-Marie Roulet, die er zum katholischen Glauben bekehrte. Bloy verstand die Umwandlung dieser rein sexuellen Beziehung in ein Verhältnis spiritueller Art als ein von Gott gefordertes Opfer. Er zerbrach fast daran. Anne-Marie Roulet wurde 1882 als Geisteskranke in das Spital Sainte-Anne eingeliefert.

1869 wurde Bloy Sekretär des Dichters Barbey d'Aureville, später sein Freund. Ihm schrieb Léon Bloy seine Konversion vom aggressiven Atheisten zum Christen zu. 1869/70 – also im Alter von etwa 23 Jahren – kehrte Bloy zum katholischen Glauben zurück, in dem er aufgewachsen war. Zunächst versuchte er sich als Journalist in der Kirchenpresse; doch er gab die Stellung auf, als er merkte, welche Kompromisse sie ihm abverlangte. Zweimal machte Bloy den Versuch, in ein Trappistenkloster einzutreten. 1890 heiratete Bloy die dänische Konvertitin Jeanne Molbeck, die ihm vier Kinder gebar. Diese Frau hat die Elendsjahre des weithin erfolglosen Schriftstellers und den Tod zweier Kinder (an Entbehrungen und daraus sich ergebenden Krankheiten) geduldig ertragen. Als Léon Bloy in den Jahren 1905 bis zu seinem Tod im Jahr 1917 Freunde und Helfer gewann, stand Jeanne Bloy ihrem Mann im Armutsalltag der Familie auch in der Rolle einer Gastgeberin zur Seite. Sie

überlebte ihren Gatten um etliche Jahre und gab 1921 die Briefe Léon Bloys an sie heraus.

»Ich bin weder Journalist, weder Schriftsteller noch Pamphletist, weder Denker noch Künstler, weder Herr noch Schüler, nicht einmal ein Patriot, noch was immer damit gemeint sein mag. Ich bin einzig und allein der Katholik Léon Bloy. Ein großer Irrtum wäre es, anzunehmen, ich sei ein Denker oder ein Intellektueller. In Wirklichkeit weiß ich nicht viel. Ich habe niemals etwas anderes verstanden, als was Gott mir zu verstehen gab, wenn ich vor ihm ein kleines Kind geworden bin. Ich bin vor allem ein *Anbeter*, und jedesmal, wenn ich anders handeln wollte als aus den Regungen der Liebe heraus, geriet ich unter das Vieh hinunter. Die Kunst ist nicht mein Ziel, sie ist nur mein Instrument.«

Mit diesen Worten hat Bloy seine eigene Rolle umschrieben. Dreißig Jahre arm, mittellos, bettelnd, mit der Miete im Verzug, hungernd und auf Geld wartend, schrieb er über die mystische Tatsache der Armut, des Leids, der Trauer, der Hoffnung, des Gebets, der Gemeinschaft der Heiligen, des jüdischen Volkes und über die symbolische Existenz, die nach seiner Meinung jeder Mensch führt – voller Sinn für ihn selbst und seine Mitmenschen. Bloy läßt sich vielleicht nur verstehen, wenn man ihn als einen »Theologen von Natur« begreift: alles, was um ihn herum und in ihm geschieht, trägt ein übernatürliches Siegel. Überall sah er die Verwobenheit der Menschenschicksale mit dem bewegenden und fügenden Handeln Gottes am Werk. Und wahrscheinlich hat es zu seiner Zeit keinen leidenschaftlicheren Theologen gegeben als ihn. Sein Blick durchdrang die Gegenwart, und er spürte, was die Zukunft herantrug, und er beschrieb sie mit jener Entschiedenheit, die uns auch aus dem Evangelium entgegentritt, solange wir uns nicht die Ohren verstopfen oder aus ihm einen bloßen Diskussions-Stoff machen.

Wer sich Léon Bloy nähert, bekommt es mit dem Ungestüm der Liebe, der Leidenschaft für das Evangelium zu tun. Die Schonungslosigkeit seiner Sätze, die metallene Klarheit seiner Sprache zielen auf eine Gesellschaft, deren Christlichkeit lediglich Tarnung ist: »Sie haben ein Credo, das als Papptafel dient, Kinder lesen zu lehren; sie haben Sakramente für die Dienstboten und Prediger für die Damen. Sie haben Kruzifixe, Medaillen, Bildchen, Rosenkränze, um den Handel in Schwung zu halten. Aber die Wirklichkeit von all dem ist in ihnen ebenso wenig vorhanden wie Glaube im Innern von Kürbissen.« Kein Wunder, daß Bloy vor allem den Bürger im Auge hat, dessen doppelte moralische Buchführung es ihm gestattet, zwei Herren zugleich zu dienen: »Gott und dem Mammon.«

Auf dem Pariser Terrain spielt Bloys Lebensgeschichte – einer Stadt, die auch damals gesellschaftliche Gegensätze von gewaltigem Ausmaß hinter glänzenden Fassaden zu verstecken weiß. Bloy macht mit dem Mietwucher der Hausbesitzer und der Gewinnsucht der Händler Bekanntschaft. Und er kämpft im Anblick einer besitzorientierten Kirche gegen die Verzweiflung. Einmal schreibt er: »Das Blut des Armen, das ist das Geld. Man lebt davon und stirbt daran. Das Blut des Reichen ist stinkender Eiter, abgesondert von den Schwären Kains. Der Reiche ist ein schlechter Armer. Die Offenbarung lehrt uns, daß Gott arm ist und sein Sohn der einzige Bettler. Sein Blut ist das des Armen, durch das die Menschen »um teuren Preis« erkaufte sind.« 1909 erscheint Bloys Werk *Das Blut des Armen*. Das Blut des Armen ist das Geld des Reichen – zugleich ein Symbol für Jesus selber, der die Erlösung mit

seinem Blut bezahlt hat. Der am Geld festhaltende Reiche will sich aber nicht erlösen lassen.

»Ich muß mein Leben in zwei klar voneinander unterscheidbare Abschnitte einteilen – in den, der meiner Begegnung mit Léon Bloy vorangeht, und dem, der ihr folgt.« Das hat der Geologe Pierre Termier geschrieben; auch Termier hat Bloy als Leser seiner Bücher entdeckt. Ihre Freundschaft bestand bis zu Bloys Tod. Bis zu diesem Datum verfaßte Bloy mehr als dreißig Bücher. Doch er konnte sich glücklich schätzen, wenn von einem Buch fünfhundert oder tausend Exemplare abgesetzt wurden; nicht selten waren es weniger. Trotzdem brachte er es fertig, mit dem Schreiben nicht aufzuhören. Alle Veröffentlichungen aber führten ihm Freunde zu – während ihn die Öffentlichkeit totschiwg; und seine Freunde schworen auf ihn. Fast alle suchten Léon Bloy früher oder später persönlich auf, klopfen an seine Tür und waren seine Gäste in der familiären Atmosphäre ärmlicher Behausungen. Es waren Wissenschaftler, Maler, Dichter, Musiker, auch einzelne Priester unter ihnen. »Wenn man die Schwelle seines Hauses überschritten hatte, waren alle Werte an einen anderen Platz gerückt – wie durch eine unsichtbare Mechanik. Man wußte oder man ahnte es: Es gibt nur eine Traurigkeit, kein Heiliger zu sein. Und alles übrige trat ins Dunkel zurück.« Diese Worte hat der Philosoph Jacques Maritain geschrieben. Als er mit seiner jungen Frau Raissa das erste Mal mit Léon Bloy zusammentraf, war er ein Mensch der Verzweiflung. Sein Philosophiestudium an der Pariser Universität hatte ihm nichts als den Skeptizismus bescheren können, und es hungerte ihn nach einer Wahrheit, mit der beide junge Menschen leben konnten. Der Besuch bei Bloy erschien Raissa und Jacques wie ein letzter Ausweg. Würde Bloy sie enttäuschen, dann wollten sie sich näher mit dem Plan eines gemeinsamen Selbstmords befassen.

»Léon Bloy erschien fast schüchtern; er sprach wenig und sehr leise. Dabei versuchte er, seinen jungen Besuchern etwas Gewichtiges zu sagen – etwas, das sie nicht enttäuschte. Was er uns enthüllte, läßt sich nicht beschreiben. Es war ein Beben von Furcht und Mitleid.« So verlief der erste Besuch der beiden Maritain bei Léon Bloy. Viele Besuche folgten. Ein Jahr danach ließen sie sich in der katholischen Kirche »Johannes Evangelist« nicht weit von Bloys damaliger Wohnung taufen.

Stets sollte es Menschen geben, die mit der Lektüre seiner Bücher die Umkehr ihres Lebens verbanden. Über seine Begegnung mit Bloy berichtet Monsignore Baron: »Im Jahr 1910 war ich siebzehn Jahre alt. Damals hörte ich auf das, was die Anarchisten von sich gaben; für mich hatten sie recht: eine Gesellschaft, deren Prinzipien verfault sind, taugt nicht zum Überleben, man muß sie zerstören. Merkwürdigerweise waren sie es, die mich mit Bloy und seinen Büchern bekanntmachten. Für ihn lag die Lösung aber nicht in den Bomben, sondern in einer absoluten, alles umfassenden Liebe. Sie konnte es nur in Gott geben, der die Menschen bis zum Tode liebte, für sie und durch sie hindurch. Unerbittlich proklamierte Bloy die Notwendigkeit dieser Liebe, und er verstand es mir klarzumachen, daß man sie nur bei einem von den Menschen und für sie gekreuzigten Gott antrifft. Das traf mich wie ein Blitz. Wir korrespondierten, und seine Briefe versetzten mich in eine andere Welt. Sieben Jahre lang meditierte ich über das, was ich von ihm gehört hatte, und wartete auf eine Eingebung, was Gott von mir wollen könnte. Dann wurde ich Priester. Priester zu sein aber bedeutete: vollkommen für andere da zu sein, für wen

und wo immer. Wenn ich wiedergeben soll, was nach ungefähr siebzig Jahren des Bloy'schen Einflusses auf mein Leben übriggeblieben ist, so sind es vor allem die Sätze: »Alles, was geschieht, ist anbetungswürdig.« Und: »Man betritt das Paradies nicht morgen, übermorgen oder in zehn Jahren, sondern heute, vorausgesetzt, man ist arm und gekreuzigt.«

Wer sich mit Léon Bloy befaßt, muß sich auf erstaunliche Widersprüche gefaßt machen. Er stößt auf Urteile absoluter Verehrung und fanatischer Ablehnung. Zu den heftigen Verächtern Bloys zählte auch der große christliche Dichter und scharfsinnige Kritiker der »Belle Epoque« Charles Péguy, der Bloy seine Nähe zu manchen Klerikern und seine Herzensbindung an die römisch-katholische Kirche nicht verzieh, obgleich er doch ein inniger Marienverehrer und Wallfahrer zur Kathedrale von Chartres blieb. Bloys Fähigkeit zur Schmähung und Polemik, seine Gabe, Pamphlete zu verfassen, die einer absoluten Sicht des Menschen und der Gesellschaft entsprang, haben ihrerseits nicht wenige Zeitgenossen abgestoßen; und sie waren imstande, selbst noch Leser zu verstören, die erst etliche Jahre nach seinem Tod auf seine Bücher stießen.

»Es fiel mir nicht leicht, Bloy preiszugeben, aber ich konnte seinen Haß nicht verzeihen, nicht verstehen, nicht nachvollziehen, den Haß eines alten Mannes, in dieser Nacht, in diesem schäbigen Hotel, inmitten dieser feindseligen Stadt, in der mir die intelligenten Offiziersgesichter ebenso fremd waren wie der kühle Haß der Bevölkerung.« – Rückblick des ehemaligen Soldaten Heinrich Böll auf Léon Bloys totale Verfluchung der geborenen und ungeborenen Deutschen in den Tagebüchern des französischen Schriftstellers, geschrieben im Ersten Weltkrieg und von Böll im Paris des Jahres 1943 gelesen, »während in Köln meine Frau, meine Eltern, meine Geschwister täglich einige Male in Todesangst versetzt wurden; vielleicht sollte Bloys schrecklicher Fluch sich erfüllen, die Deutschen würden krepieren, nicht an Hunger, sondern an der Brisanz der Sprengbomben«. Doch auch andere Leser als Böll hat Bloys Fähigkeit zum Zorn, ja, zum Haß irritiert: Graham Greene, Julien Green und Marcel Jouhandeau, um einmal sie zu nennen. Ein Schriftsteller so unterschiedlichen Zuschnitts wie Ernst Jünger aber las zur gleichen Zeit wie Böll in seinen wechselnden Pariser Quartieren Bloys Bücher – und das mit einer Beständigkeit und Hochachtung, die sich »durch seine maniakalischen und unterschiedslosen Ausfällen gegen alles Germanische« nicht beirren ließ. »Bloy ist noch kein Klassiker, aber er wird es einmal.« (Ernst Jünger, »Strahlungen. Pariser Tagebücher«, Paris 1943/3. März). Und an mehr als fünfundzwanzig Stellen dieser Tagebücher finden sich Eintragungen Jüngers zu Léon Bloy.

Julien Green wiederum fand für Léon Bloy wohl die treffendsten Worte, als er mir am 21. Juni 1976 in der Pariser rue de Lille sagte: »Bloy begriff sich als Prophet. Gegenüber seinen Mitmenschen befand er sich auch ungefähr in der Situation eines Propheten. Léon Bloy, das war der Herd eines brennenden Glaubens. Und sein Glaube bleibt ein Feuer, an dem man sich bis heute wärmen kann. Er war maßlos in der Art, wie er sich ausdrückte – doch was wichtig und wahr, was wesentlich an ihm ist, das muß bleiben.« Bereits 1942 konnte man in den Tagebüchern Julien Greens lesen: »Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dieser Mann sei willentlich in die Hände des lebendigen Gottes gefallen, und die Schrift belehrt uns darüber, daß dies Los schrecklich ist. Er ist ins Überirdische geraten wie ein vom Flammensog erfaßtes Blatt.«

Bloy verstehen oder sich um ein Verständnis bemühen – das heißt, seine Unfähigkeit zur Heuchelei und seine vorbehaltlose Liebe zur Gott, seine Hingabe an das CREDO begreifen können, die sich in archaischem Zorn und verwundeter Liebe artikuliert: in einer Sprache die Glut und Schlacke auswirft. Deshalb wurde Bloy wohl auch zu einem authentischen Zeugen der Armut, und Böll, der in späteren Jahren wieder zur Lektüre Bloys zurückfand, schrieb schließlich: »Nur Bloy konnte diesen wilden und zärtlichen Hymnus (*Das Heil und die Armut*) schreiben, weil sich in ihm drei Kräfte wunderbar vereinten – die Kraft eines Schriftstellers von außergewöhnlichem Format, die Kraft eines glühend gläubigen Katholiken und die Kraft eines permanent Armen, der nicht Mönch noch Priester war, sondern mit Frau und Kindern in der Welt lebte, ewig zahlungsunfähig und ewig die Wohnung wechselnd durch Paris zog.«

»Es war ein winziges Haus am Ende einer Sackgasse in Petit-Montrouge. Sie hatten es gemietet, weil sie dem so entwürdigenden Nahaufeinanderwohnen in den verhaßten Mietskasernen zu entgehen hofften. Drei oder vier andere Häuser, die ähnlich baufällig waren und von wer weiß was für finsternen und unheilverheißenden kleinen Angestellten bewohnt waren, stellten nur ein paar Meter entfernt ihre grämlichen Fassaden zur Schau; ihr kalkweißer Verputz tat den Augen weh; die Häuser waren durch Anpflanzungen voneinander getrennt – sie besaßen die verstaubte Armseligkeit eines Vorstadtfriedhofs. Die Nachbarschaft eines Güterbahnhofs und einer Kerzenfabrik erfüllte sie mit Gestank.« Mit Sätzen wie diesen hat Bloy 1897 in seinem Roman *La femme pauvre* eine seiner zahllosen Wohnungen beschrieben. Das Elend der Hauptfigur – eines exemplarischen Falls von Verzweiflung, Hunger und Armut – spiegelt sich im Elend ihrer vier Wände. Die Wohnung ist eine Mitwiserin dieses Elends, und zugleich hat sie sich gegen ihre Insassin mit deren Unglück verbündet. Sie ist der Schauplatz des Kindersterbens – jener Ort, an dem die theologische Einsicht reift, daß der Mensch in dieser Welt nicht zu Hause ist.

»Marschroute: Mit dem Omnibus vom Odeon nach Clichy, am Platz Clichy umsteigen. Von da an fahren Sie mit Umsteiger zum Platz St. Pierre, wo sich die Bahn befindet, die Sie in fünf Minuten zum Sacré Cœur bringt. Ungefähr zehn mal zehn Stufen steigen, den Hof der Basilika überqueren, und Sie sind an der Nummer 40 unserer Straße.« Auf diese Weise hat Léon Bloy am 24. Juni 1905 seinen Besuchern Raissa und Jacques Maritain den Weg zur 40, rue Chevalier de la Barre beschrieben. Zweieinhalb Jahre später schrieb er an Raissa: »12, rue Cortot – immer noch, leider. Unsere Wohnung ist abscheulicher denn je.« Wenige Wochen später zog er in ein Gartenhaus der bereits vormals bewohnten rue Chevalier de la Barre um, in der Hoffnung, einen menschenfreundlicheren Hausmeister und weniger böartige Nachbarn anzutreffen.

Ob in der rue Petit-Montrouge, der rue Tirardon, der rue Rousselot, der rue St. Rustique, der rue d'Alesia, an der Place Condorcet, auf dem Montmartre, in der Vorstadt oder in Bourg-la-Reine – alle seine Behausungen nahmen auf augenfällige Weise an seinem Elend und dem seiner Familie teil. Hier starben – unter den mitleidlosen Augen zudringlicher Nachbarn – zwei seiner vier Kinder, die Söhne Andreas und Peter. Hier hat er in den Jahren seines größten Elends den Hungertod seiner Frau befürchten müssen. 1976 zeigte mir seine Tochter Madeleine Souberbielle-Bloy die Fenster des Hauses, in dem ihr Vater zwischen 1895 bis 97 die

»Arme Frau« (*La femme pauvre*) geschrieben hatte. Die Frauen »von nebenan« verspotteten die Mutter, sie und ihr Mann hätten zwei Kinder sterben lassen ... Sie hantierten dabei mit einer Puppe, die eines der toten Kinder darstellte. Das war im Viertel unweit von Sacré Cœur. In der 12, rue Cortot schrieb Bloy 1906 bis 1907 sein Buch *Celle qui pleure* – »Sie, die da weint«, das sich mit den Marienerscheinungen auf La Salette befaßte und dessen Mißerfolg ihn tief verletzte. Madeleine Bloy erinnerte sich: es waren Kleriker, die die Buchhändler anwiesen, das Buch aus dem Fenster zu nehmen ... »Dem Vater gefielen die Bäume so, er liebte die Blumen, besonders die Kletterrosen, die er selber festband, und die Kapuzinerkresse ...«

6. April 1892. Kein Pfennig vorhanden und nichts, was sich ins Pfandhaus bringen ließe. Lese die alten Briefe meiner Eltern und einiger Freunde, die mich fallen ließen, und sättige mich an meiner Traurigkeit.

15. Juni. Grenzenloses Elend für mich und meine Frau.

11. Juli. Heute mein sechsundvierzigster Geburtstag. Mächtige, niederschmetternde Angst. Die Miete ist fällig, es fehlt an allem.

8. April 1893. Der Mangel an Geld ist so sehr das Geheimnis meines Lebens, daß das Geld, selbst wenn ich keines besitze, abzunehmen scheint.

26. Juli 1894. Kein Hemd mehr, keine Schuhe, keinen Hut, keine Kleidung mehr. Die Not steigt jeden Tag und keine Hilfe zeigt sich.

16. April 1895. Da ich meine Miete nicht auf die Minute bezahlen kann, schickt mir der Eigentümer, ein schmutziger Altwarenhändler, einen Zahlungsbefehl.

2. Juni. Pfingsten. Der Tag geht zu Ende. Wir haben den ganzen Tag von Salat gelebt.

Epiphanie. Um sieben Uhr abends schien es zu Ende zu gehen. Jeanne und die Kinder waren am Verhungern, ich bin zum Kaufmann gegangen, der schließlich bereit war, mir noch etwas auf Kredit zu geben.

Léon Bloy dokumentiert in diesen Tagebuchnotizen eine der schlimmsten Perioden seines Lebens. Er hat sie veröffentlicht, wie er sich denn überhaupt zu einem gewissen Zeitpunkt seines Lebens entschloß, in unverschlüsselter Form zu schreiben. Seit dem Jahr 1898 erschienen in längeren Abständen und unter teilweise schockierenden Titeln seine Tagebücher. Selten ist die Not eines schreibenden Hungerleidens unverblümt ausgedrückt worden, und eine härtere Anklage gegen die gleichgültige Roheit der menschlichen Gesellschaft ist nicht denkbar. Doch nicht allein in seinen Journalen, auch in seinen Essays hat Léon Bloy den Stoff dessen verarbeitet, was er und die Seinen am eigenen Leib erfahren hatten. So hat er im 1909 veröffentlichten, seiner Tochter Veronika gewidmeten Buch *Das Heil und die Armut* den Hausbesitzern von Paris, durchweg sogenannten guten Katholiken, ein Denkmal gesetzt. Einige Sätze aus diesem Buch:

»Man muß selbst ein Armer gewesen zu sein, um verstehen zu können, was es bedeutet, wenn man unaufhörlich die beste Frucht seiner Arbeit und seines Kummers, ja, das Blut seiner Kinder opfern muß, um einem faulen Schmarotzer den Wanst zu füllen, der von Gott und den Menschen verflucht ist und der nicht einmal wie ein Hund für sein Fressen denen dankbar sein darf, die seinen Bauch mästen. Denn zahllos sind die Armen, die arbeiten und fasten müssen, um ihrem Hausherrn die Miete bezahlen zu können, damit sie einen baufälligen und schmutzigen Unterschlupf ohne Licht und Luft haben, den auch nur anzuschauen einem bereits das

Leben vereckeln kann ... Doch daß ich es nicht vergesse! Es genügt nicht, daß bezahlt wird. Es genügt absolut nicht, wenn nicht im voraus bezahlt wird. Als die Schmutzfinken Könige dieser Welt geworden waren, haben sie die *Vorauszahlung* erfunden. Wenn der Maulesel zusammenbricht, ehe er das Gebirge der Miete hat erklettern können, so ist doch wenigstens nichts verloren. Man braucht ihn nur in die Schlucht zu werfen, dann können die nächsten folgen. Wer aber nicht voraus bezahlen kann, und das ist die Mehrzahl, der kann ja auf den Bürgersteigen und den Boulevards spazieren gehen. Das aber ist noch nicht alles. Denn selbst dann, wenn ein junger Haushalt vorausbezahlt, muß er sich verpflichten, *keine Kinder zu bekommen*, und mit dieser Verpflichtung nimmt man es so genau, daß Hausbesitzer mit dem Mietvertrag eine ordnungsgemäße Kündigung unterzeichnen lassen, die gegebenenfalls sofort in Kraft tritt. Es versteht sich von selbst, daß Reparaturen und Steuern, ja, überhaupt alles, zu Lasten der Mieter geht. Wenn es einen Rechtsstreit gibt – was aber bei armen Leuten kaum zu befürchten ist –, so entscheidet der Friedensrichter seiner Mission getreu immer zugunsten der Geldsäcke, und die Gesellschaft der Reichen triumphiert.

Ich kenne Leidende, Träumer, die behaupten, daß eigentlich jeder Mensch ein Dach über dem Kopf haben müßte und vielleicht auch ein kleines Stückchen Land zum Bebauen, da die Erde doch so groß ist. Diese braven Leute verstehen nichts von Nationalökonomie. Sie begreifen diesen gewinnbringenden Mechanismus nicht, so daß sie glauben, alles müßte Gemeineigentum sein wie im Urchristentum. Das ist leider eine Träumerei, die so wenig der Realität entspricht, daß es sogar Priester gibt, die als Eigentümer unbarmherziger sind als alle übrigen. Hör dir das an, Jesus! Wenn du wieder auf die Erde kommst, mußt du die Miete im voraus bezahlen – noch ehe du Mensch wirst – und das an irgendeinen Kanonikus oder Dienstboten im erzbischöflichen Palais, der dir unter Anrufung des Namens Gottes klar machen wird, daß das Gesetz auf seiner Seite ist und daß es, da du ja der Erlöser der Besitzenden bist, angemessen ist, den Sklaven mit gutem Beispiel voranzugehen. Und wenn du lediglich die Anbetung der Hirten oder das Holz deines Kreuzes vorweisen kannst, dann wirst du bestimmt sehr schnell verjagt werden, zweifle nicht daran, verjagt von denen, die sich deine Diener nennen.«

Was ist ein solcher Text? Ist er ein Pamphlet gegen den Mietwucher? Handelt es sich um eine Schmäherei blutiger Ironie gegen die Sanktionierung des Kapitalismus unter dem Vorzeichen christlicher »Rechtlichkeit«? Ganz sicher auch das; doch das nicht allein. Léon Bloy hat sein Buch *Das Heil und die Armut* betitelt. Und er würde wohl, fragte man ihn nach dem Sinn dieses Titels, geantwortet haben, daß es ein *theologischer* Traktat sei. Warum? Weil das Mitleid mit den Unterdrückten und Kleingehaltenen seine Stimme erhebt. Wogegen? Nun, gegen den Verrat des Evangeliums an die Bourgeoisie. Jesus ist es, der in den Ausgebeuteten leidet, und jeglicher Besitz bleibt mit dem Unrecht verknüpft, für dessen Erlösung er Blut schwitzte. »Sein Blut ist das Blut des Armen, durch das die Menschen um hohen Preis erkaufte sind. Und alle Aspekte des Geldes sind Aspekte des Gottessohnes.«

Bei seiner späteren Beschäftigung mit Léon Bloy hat Heinrich Böll mir gegenüber betont, Bloy ergänze das, was Marx und andere auf mehr oder weniger rationalistische und materialistische Weise erkundet, analysiert und propagiert hätten.

Damals sagte er (1976): »Das war für mich die Offenbarung in seinem Werk, daß er eine Dimension hinzugefügt hat, die der europäischen, atheistischen Linken gefehlt hat. Denn ich glaube nicht, daß man sich mit Geld, mit Armut, auch mit Reichtum allein auf solche Weise beschäftigen kann. Damit ist nicht alles erklärt. Er hat die Ergänzung dazu geliefert. Bloy war ganz bestimmt antimarxistisch, antirationalistisch, antisozialistisch, er war sogar wahrscheinlich im heutigen, freilich oberflächlichen Sinn ein Reaktionär ... Das ist mir völlig gleichgültig; das ist zeitbedingt und personalbedingt. Aber sich mit der materiellen Existenz des Menschen auf dieser Erde auf rein materialistisch rationalistische Weise beschäftigen – das genügt nicht. Bloy war ein Mystiker, und er hat das Fehlende hinzugefügt.«

Eine Weile lang hat der Schriftsteller Léon Bloy erst lernen müssen, daß seine eigene Erfahrung den Stoff seiner Bücher zu bilden hatte. Die französische Umwelt und Gesellschaft seiner Tage: daran hatte er sich zu halten. Freilich sah er sich außerstande, auch diese Gegebenheit anders als mystisch zu verstehen, nämlich als die tägliche Bühne eines »Gottes-Dramas«. Von vornherein schieden für Bloy in diesem Ablauf Zufälle aus. Im Gegenteil – alles, aber auch alles wurde ihm zum Träger eines Symbols, ein Garten so gut wie eine Glocke, ein Schrei so gut wie ein Kind auf der Straße. Auch der einzelne Mensch ist für ihn ein Träger von Geheimnissen, mit denen er, selbst gegen seinen Willen, kooperieren muß. So verstanden, schenkte Bloy auch seiner eigenen Existenz gespannte Aufmerksamkeit, denn auch sie bedeutete ihm theologisches Terrain, einen Ort der Auseinandersetzung zwischen Gott und Welt. Christus war ihm der göttliche Arme, mit dessen Schicksal man sich identifizieren mußte. Man hatte seine Partei zu ergreifen.

Léon Bloys Größe (und Gefahr) war es, Menschen, Menschheit und Welt allein noch mit absolutem Blick zu betrachten, wobei ihm Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu einem einzigen Augenblick des »nunc aeternum« zusammenflossen. Über den schon visionären Anlaß seiner Traurigkeit schrieb Bloy einmal: »Was uns zutiefst betrübt, ist die Aufeinanderfolge, das Gesetz der Zeit. Als Ebenbilder Gottes, Teilhaber der Natur Gottes haben wir das Verlangen, alles gleichzeitig zu sehen und zu erfahren. Der Sündenfall ist nichts anderes als der Sturz aus solcher Ewigkeit.« Bloy sah tatsächlich – oder er versuchte es doch – »mit einem Blick«; er sah es wie mit dem Blick eines Evangelisten auf den Inkunabeln des Mittelalters: gebannt und angezogen vom Geheimnis übernatürlicher Wirklichkeit, man möchte sagen, entrückt und dem Gesetz der Zeit nicht mehr gehorchend, so lange jedenfalls, bis er unter ihr Gesetz zurückfiel, das auch das Gesetz der Sünde ist.

Jacques Maritain versuchte Bloys Unzeitgemäßheit immerhin noch geschichtlich einzuordnen, wenn er schrieb: »Er war ein Zeitgenosse des Tertullian oder des Origines, ein Christ des zweiten Jahrhunderts, der sich in die Dritte Republik verirrt hatte.« Das stimmt wohl jedoch nur in soweit, als Bloy beim Anfang wieder beginnt, den Ursprung beschwört (und das heißt die »erste Liebe« der Christenheit) und mit der Ungeduld eines Kindes wie eines Propheten danach ruft, daß Gott wiederkomme – wiederkomme, um dem Gefälligkeitschristentum der Salonpriester und der empörenden Mittelmäßigkeit sogenannter Gläubiger ein Ende zu machen, dieser »netten Religion«, dieser Religion der Netten mit Werken ohne Liebe und Taten ohne Leben: ein Bazar, in dem andauernd mit Tröstungen gehandelt und Entschiedenheit beiseitegeschoben wird. Der Zeugnisgeber Léon Bloy machte seine

Leser wieder mit den Ansprüchen Gottes auf den Menschen bekannt, mit jenen göttlichen Gesetzen, die auch von den Christen seiner Tage allenfalls »toleriert« wurden. Denn dieser Gott fungierte höchstens als Notgroschen im Schrank, auf den man im Ernstfall zurückgreifen zu können hoffte, um sonst möglichst wenig von ihm Gebrauch machen zu müssen ...

Bloy rief, so traurig wie zornig, so unveröhnt wie leidenschaftlich, das Ende dieser Art von »Christentum« herbei; seine anfängliche Gestalt sollte wieder hervortreten; ja, die heruntergekommene Gestalt des Evangeliums sollte von Gott gerächt, seine Verheißung eingelöst und der Übernatur ihr Recht werden. Als der zeitliche Anwalt dieses Rechts hat sich Bloy zeitlebens verstanden. »Niemals werde ich mich mit dem, was ich sehe, abfinden, niemals mich darüber trösten können ... Ich bin einer von denen, die in der Wüste rufen und die Wurzeln des brennenden Dornbusches verschlingen, wenn die Raben vergessen, ihnen Nahrung zu bringen. Ob man auf mich hört oder nicht hört, ob man mir Beifall zollt oder mich beschimpft – solange man mich nicht tötet, werde ich der Wahrer der göttlichen Rache sein und der sehr folgsame Hausknecht eines fernen Zorns, der mir befiehlt, zu sprechen. Es steht nicht in meiner Macht, diesen Dienst aufzusagen, und ich äußere das in bitterer Trostlosigkeit. Ich bin ein geborsamer Sohn der Kirche, aber nichtsdestoweniger stehe ich in einer Gemeinschaft der Ungeduld mit allen Empörern, allen Nichterhörten, Enttäuschten, allen Verdammten dieser Erde.«

In solchen Sätzen begegnet man wieder der Betonung eines übernatürlichen Zusammenhangs, wie sie für Bloys Selbstbewußtsein typisch ist. Bloy denkt dabei an einen geheimnishaften Sinn. Denn er ist kein Revolutionär noch ein Anarchist im geläufigen Sinn, sondern ein Visionär. Und er ruft die göttliche, nicht die irdische Gerechtigkeit auf das Unrecht und die Ungerechten herab. Bloy haßt die Unterdrücker des Menschen, die Schuldner derjenigen, die nichts besitzen, die gewerbsmäßigen Abtreiber des Heiligen Geistes und die bourgeoisen Peiniger der Armen. Doch zugleich weiß er, daß die Bergpredigt die Verfolgten seligpreist, und er will sich keine weltgewandte Exegese des Elends in der Welt zurechtlegen. Bloy verurteilt die Verursacher des Leidens (die auch am Ende dieses Jahrhunderts nicht weniger geworden sind), und das heißt: er schreit ihnen seine Empörung ins Gesicht. Doch er ruft sich auch selber ins Gedächtnis, daß das Leiden vergöttlicht und eben darum geliebt zu werden verdient. So ist Léon Bloy im Grunde mehr ein Zeitgenosse der Ewigkeit als irgendeines Jahrhunderts. Mit dem heiligen Paulus sich nach »seiner Auflösung« sehnend, möchte er endlich das Heil schauen, das »Gott denen bereithält, die ihn lieben«. Und nicht von ungefähr hat er sich in seinen Schreibtisch die Worte eingeritzt: »Diligentibus Deum ... Jenen die Gott lieben, gereicht alles zum Besten.« Und er möchte, ein Kind an Frömmigkeit, nicht länger darauf warten müssen, Gott zu schauen.

Man mußte ihm nicht sagen, daß es mit der Welt nicht stimmt. Doch er hat begriffen, daß der Grund dafür nicht in den sogenannten »Verhältnissen« liegt (in ihnen auch), sondern in jener kosmischen Wunde, die der Christ »Sünde« nennt. Es ist diese übernatürliche Gewißheit einer Wunde, vom Einzelnen innerlich erlebt, und es ist diese übernatürliche Ungeduld, die Bloy mit den Augen eines Mystiker in die Gesellschaft seiner Tage und durch sie hindurch in die Zukunft und auf das Ende blicken läßt. Sein Beruf ist das Prophetenamt. Und er ist persönlich getroffen,

ja, tief verstört und verwundet über den Abgrund, der sich im Widerspruch zur göttlichen Mittlerschaft Jesu zwischen Gott und Welt aufgetan hat. Bloy begreifen und – vielleicht – akzeptieren heißt, diese Betroffenheit verstehen können, die sich in archaischem Zorn, in Haß und verwundete Liebe artikuliert hat.

In der Frühmesse teilt sich Léon Bloy die leere Kirche mit den Dienstboten. Kein Tag, an dem er nicht die Kommunion empfinde ... »Das tägliche Brot, das zu erbiten Sie die Pflicht haben, ist nicht dasjenige, das die Bäcker verkaufen – es ist der Leib Christi, und wenn Ihr darum bittet, warum verzehrt Ihr ihn dann nicht! Ohne die tägliche Kommunion wäre ich tot ...« Danach aber setzte sich Bloy an seinen Schreibtisch, oft mutlos, müde nach einer schlaflosen Nacht, »wie unter der Peitsche arbeitend«, wenn nicht gerade auf Bettelgängen, unglücklich-glücklich, immer hoffend und mit einer Schwermut gesegnet, die ihn nie ganz verließ. All seine Manuskripte zeigen eine gleichbleibend klare, in jedem Buchstaben erkennbare Handschrift, die auch dem Auge wohltut. Bloy war ein ständiger, ergriffener Leser der Heiligen Schrift. Mitunter las er seinen Freunden, wenn sie sich gerade einstellten, einige Sätze aus seinen Arbeiten vor. Zu seinen Freunden zählten zum Beispiel der Musiker Georges Auric (einer der »Six«, jener Gruppe, der auch Strawinsky angehörte; noch 1976 erzählte mir Auric von seinem ersten Zusammentreffen mit Bloy, als er siebzehn Jahre alt war; seine Begegnungen seien ihm unvergeßlich geblieben) und der Maler Georges Rouault, der eine wunderbare Porträt-Lithographie von ihm geschaffen hat. Er betete mit manchen von ihnen den Rosenkranz, nicht selten auf den Knien, in jeder Nacht aber das Totenoffizium. Er fühlte sich von den Toten zum Gebet für sie aufgefordert; sie riefen ihn, wie er mehrfach bezeugt hat, noch im Schlaf. Nie vergaß er die Gemeinschaft mit den »Armen Seelen«, den Verstorbenen, die nichts mehr für sich selber tun können und auf das fürbittende Gebet der noch Lebenden angewiesen sind. »Der Glaube lehrt uns, daß uns die Toten näher sind als die Lebenden.« – »Wer denkt an den Durst der Toten?« (Bloy) Auf der anderen Seite hoffte er auch auf Hilfe und Beistand von ihrer Seite. Vielleicht besteht der Sinn der Existenz des Schriftstellers Léon Bloy sogar nur darin, uns Heutigen die Macht und die Pflicht des *Gebets* ins Gewissen zu rufen – die dringendste Pflicht des Menschen, des Christen, des Katholiken, zu beten und das Gebet wieder zur Kraft werden zu lassen, die unser auf Seitenwegen sich umtreibendes Jahrhundert verabsäumt oder in blindem Aktivismus preisgibt. Léon Bloy schrieb: »Unter den Modernen bin ich vielleicht derjenige, der in den Straßen von Paris am meisten gebetet hat, traurig und in Gefahr, bei jedem Schritt zu schluchzen. Ich habe meine Mühseligkeiten erduldet. Es ist viel, daß Gott mein Herz nicht in den Abgrund fallen läßt. Man muß beten. Alles andere ist dumm und eitel. Man muß beten, um die Schrecken der Welt zu ertragen. Außerhalb des Gebets gibt es nichts für mich.« Und: »Es sind die Tränen, nach denen man gerichtet wird.«

Man hat gesagt, Léon Bloy habe viele »ehemalige« Freunde besessen. Er hat aber auch treue Freunde gehabt, und es wundert mich nicht, in Ernst Jüngers Alterstagenbüchern unter dem Datum des 26. November 1995 zu lesen: »Was uns fehlt, zieht uns an – Trifft auch auf mein Verhältnis zu Léon Bloy.« Einige verdanken es seinen Gebeten und Tränen, daß sie zur Wahrheit des Evangeliums gelangt sind. Nun, Bloy hatte nicht wenige Gegner – nicht bloß jene Kleriker, die seine Bücher aus den Fenstern der Buchhandlungen nehmen ließen. Und nicht alle unter ihnen waren je-

ne Bürger, die, wie er sagte, »Gott nicht schlucken wollten« und deren Sprachgewohnheiten er in der »Exegese der bürgerlichen Gemeinplätze« entlarvte. Das Ungestüm und die Heftigkeit seines spanischen Religionstemperaments ging auch redlichen Zeitgenossen auf die Nerven. Noch viele Jahre nach seinem Tod betonte ein Kenner und Liebhaber der französischen Literatur in Deutschland, mit Bloy sollten sich deutsche Leser besser nicht befassen, denn es fehle ihm an Takt. Vielleicht dachte dieser Mann, heute selber unter den Toten, zu sehr in ästhetischen Kategorien. Doch Bloy läßt sich so nicht begreifen. Seine Sätze sind zwar auch bewundernswert formuliert, aber sie tragen einen bitteren Kern in sich, dessen Kraft an das Herz des *homo religiosus* und nicht zuerst des *homo aestheticus* rührt.

»Sagen Sie sich immer wieder, daß alles nur Schein ist, alles nur Symbol, selbst der Schmerz, der uns zerreißt. Wir sind Schläfer, die im Schlaf schreien.« Ein solcher Satz läßt sich nur schwer vergessen, weil er so sehr ins Zentrum trifft. Denn hier redet ein Schriftsteller, der auf authentische Weise Christ war.

Seine letzten beiden Wohnungen bezieht der eigentlich unbehauste Mann zusammen mit seiner Familie in Bourg-la-Reine, einem Vorort von Paris. Hier stirbt Bloy am 3. November 1917, also vor achtzig Jahren; sein Grab befindet sich auf dem Friedhof des Ortes. Das Haus, in dem er starb, ist zerstört, und auch der Hof der vorletzten Wohnung an der Place 3, Condorcet hat sein Aussehen völlig verändert. Léon Bloy ist 71 Jahre alt geworden. Im Augenblick seines Todes spricht ihm Jeanne, seine Frau die Worte zu, die der Blinde an Jesus gerichtet hat: »Domine, fac ut videam – Herr, mach, daß ich sehe!« Dieses Wort haben beide miteinander für die letzte Stunde vereinbart. Léon Bloy antwortet Jeanne mit einem Lächeln und stirbt. »Im unaufhörlichen Leiden trägt mich eine Hoffnung, die unüberwindlich ist.«

BISCHOF KARL LEHMANN · MAINZ

Einheit in Vielfalt

Predigt anläßlich des Jubiläums der Zeitschrift »Communio«

Am 11. Mai dieses Jahres feierte die Zeitschrift »Communio« in Mainz ihr 25-jähriges Bestehen. Sowohl die deutsche als auch die italienische Ausgabe der Zeitschrift können nunmehr auf ein Vierteljahrhundert ihres Erscheinens zurückschauen. Zu den Gratulanten gehörten vor allem auch Vertreter der anderen internationalen Ausgaben.

.....

KARL LEHMANN, 1936 in Sigmaringen geboren, lehrte bis zu seiner Berufung zum Bischof von Mainz 1983 als Ordinarius Dogmatik und Ökumenische Theologie in Mainz und Freiburg; 1987 wurde er zum Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz berufen.